

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 1

Artikel: Der Ueberwinder

Autor: Aeby, Alfons

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

4. Januar 1936

Alle. Von C. F. Meyer.

Es sprach der Geist: „Sieh auf!“ Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkensaume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: „Sieh auf!“ Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben;
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten sassen ungerufen.

Es sprach der Geist: „Sieh auf!“ Die Luft umblaute
Ein unermeslich Mahl, soweit ich schaute;
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

1. Kapitel.

Lothar Waldauer hatte die Ernennung als Lehrer von Römerswyl in der Tasche.

An einem schönen Maitag, der von Sonne, Wiesengrün und Baumblüht festlich strahlte, wanderte der junge Lehrer zum Antrittsbesuch nach dem Dorfe, das eine gute Stunde von der Hauptstadt entfernt, in fruchtbarer Landschaft lag.

Des Lehrers Herz war drängender Freude voll. Raum dem Schulbankdrill entwischen und schon in Amt und Würde! Wahrlich, das Glück schien ihm hold zu sein, wie hart und mühselig auch die Jugend gewesen war. Oh, er wollte es fühl' beim Schopfe fassen.

Auf der beteuerten Landstraße forschreitend, warf Lothar Waldauer immer wieder seinen Weißelstock aus der Hand. Aber es war ein kunstvolles Werken und geschah so geschickt, daß der Stock nach zwei Salto mortale mit der Spitze in den weichen Wegrand sauste und aufrecht stecken blieb. Der Jongleur packte ihn dann beim gebogenen Griff und begann das Kunststück von neuem. Das amüsante Spiel dämpfte die Spannung auf erwartungsvolle Dinge, half die Schritte mutter fördern und den Weg kürzen.

Schon meldete ein Wehrstein mit eingemeißeltem Wappen: drei Rosen und einem Ruhhorn, daß der junge Lehrer im Begriffe war, das Weichbild von Römerswyl zu betreten.

Nun bäumte der junge Mann seine biegamen einundzwanzig Jahre schneidig auf und tat den ersten Schritt mit übermütiger Feierlichkeit. Dann blieb er stehen und warf seinen Stock. Lothar wollte ein Orakel erfragen. Aber er hatte zu fühl'n ausgeholt. Der Stock hüpfte unordentlich in die blumige Wiese und fakte keinen Boden. Mit hochstelzenden Schritten holte er ihn aus dem saftigen Gras. Nochmals tat er einen Wurf. Und der gelang. Nun unterließ er die Tändelei. Immerhin bedachte er: „Ein mißlungener und ein gelungener Wurf, was mag dies für meine Zukunft bedeuten?“

Bei der nächsten Wegbiegung sah er das Dorf Römerswyl anmutig in einer breiten Mulde liegen. Der Frühling hatte es in grüne Rissen gebettet und bot es wie ein Kleinod der strahlenden Sonne dar. Lothar begrüßte das Dorf mit einem Jauchzer. Es schien bedeutend und wohlhabend und entsprach aus der Vogelschau seinen Wünschen.

Die ansehnliche Kirche mit hochbeheltem Turme wollte beweisen, daß ein kräftiger religiöser Puls in dem schönen

Landkörper herrschte. Freilich überragte ein Fabrikkamin den Kirchturm. Versuchte auch hier die Materie über den Geist sich zu erheben? Lothar war auf Neues gespannt.

Da rollte auf hohem Fahrdamm ein Express in die Landschaft. Das braune, elektrische Pferd mit der glitzernden Gliederschlange von Wagen schreckte die Gegend aus beschaulicher Ruhe auf. Alles schien dem schnellen Wesen nachzustauen. Aber der Zug stoppte auf der Höhe, über dem Dorfe.

Lothar nickte befriedigt. Das schmucke Dorf stand also mit der großen Welt in Verbindung. Das war erfreulich. Das würde den Schulstaub, den seine neue Methode etwa aufwirbeln könnte, leichter in alle vier Winde mitnehmen.

Auf der breiten Landstraße schritt der junge Lehrer in das Dorf ein. Er schweifte bald in die krummen Seiten-gassen ab und ließ die muntern Blide mit den Schwalben um die Häuser fliegen.

Zwischen die ehrwürdig breiten Bauernhöfe hatten sich städtische Bauten eingehoben; daneben duckten sich Gewerbe- und Arbeiterhäuschen, in einförmigem Schrotbau, mit gleichmäßigen Fenstern. Die Häuser schienen insgesamt einer Spielschachtel der guten alten Zeit entnommen. Einige trugen einen hellen, farbigen Anstrich und wollten vermutlich ihre Zugehörigkeit zur modernen Welt betonen. Aber die Färbung allein wirkte nicht überzeugend.

Überall streifte Hühnervolk herum und krähte und gackerte dem kritischen Besucher die Lust am freien Feldgang entgegen. Viele Hunde strolchten um die Häuser oder lagen faul in der wärmenden Sonne.

Lothar war kein Freund von Hühnern und Hunden. Mit dem schonungslosen und raschen Urteil eines kürzlich entlassenen Internatsstudenten, der Lob oder Tadel gefühlsmäßig verteilt, übersah er ob des ländlichen Lebens und einiger Unordnung manche schmucke Sauberkeit.

Sein Rundgang führte ihn auch auf die Höhe, wo ein nüchterner Stationsbau, ein mächtiges Bahnhofshotel, ein schmuckes Postgebäude, eine vieldachige Fabrik'anlage und einige Bauernhöfe einen eigenen Weiler bildeten.

Die Fabrik verriet ein wuchtiges Ausmaß. Lothar kannte ihre Geschichte. Vor dem Kriege hatte sie eine aktien-schwere Milchviehherberge beherbergte, während des Krieges zeitgemäß und bereitwillig nach Norden und Westen Granathüllen geliefert und war nach schlimmen Nachkriegswehen bildlich und wirklich wieder unter den guten Hut gekommen. Man fabrizierte in den großen Anlagen Filzhüte.

Die Villa des Fabrikanten schimmerte blank und vornehm hinter hoher Taxushecke aus der grünen Baumwand eines fürstlichen Parkes. Vom Gittertore weg schlängelte sich ein gepflegerter Kiesweg durch beschnittenen Rasen und durch Blumenrondells vor die säulenbesetzte Haustreppe. Der herrschaftliche und liebliche Anblick der ganzen Anlage und der Duft von Tannen, Hyazinthen und Tulpen erfreuten das Herz des jungen Mannes, zumal eben ein hübsches Mädchen aus dem Hause trat, anmutig nach dem Park schritt und so das Märchenhafte vollendete. Lothar hatte unwillkürlich grüßend den Hut gezogen. Aber er wurde nicht beachtet. Da runzelte er unwillig die Stirne, quetschte die üppigen Lippen zwischen die Zähne und machte kehrt.

Noch hatte sich der junge Lehrer nicht nach dem Schulhause umgesehen. Sein Kollege Lentner vom Nachbardorf Goldingen hatte ihm das Ding als einen vorsintflutlichen Kasten geschildert. Nun wollte er die Sehenswürdigkeit in Augenschein nehmen.

Lothar schritt auf den Dorfplatz hinaus. Aus jeder Himmelsrichtung mündete eine Straße ein. Ein Brunnen mit schlanker Bruder-Klausen-Figur, bewacht von vier Linden, zierte die Mitte. Lothar fragte einen Knaben nach dem Gemeindeammann. Der langbehoste Bube stellte sich mißtrauisch schief zum Fremden und entgegnete knapp: „Der Ammannwohnt hinter dem Ochsen.“

Der Ammann stand vor seinem behäbig neuen Bauernhause und rief einem Knechte, der zwei wohlgenährte Pferde vor einen Wagen schirrte, lärmende Befehle zu.

Der junge Lehrer näherte sich der markanten Gestalt vorsichtig wie einem bissigen Hofhunde. Der Gewalthaber warf musternende Blide auf den gutgekleideten Mann, ahnte, wer ihm hier entgegentrete, aber seine gebieterische Stimme verebbte erst, als der Lehrer schon vor ihm stand und zweimal höflich den Hut gezogen hatte.

Lehrer Waldauer gab schlicht und recht Namen und Würde kund. Der Mächtige mit dem zähen Gesicht und dem kurz geschnittenen Schurrbart, dessen borstiges Grau mit dem Grau der stechenden Augen wetteiferte, grüßte herablassend. Den Lehrer überrieselte ein Gefühl, als würde er mit eiskaltem Wasser begossen. Ohne Zweifel war der Ammann ein Mensch, der wußte, was er wollte und auch sagte, was er wußte. Das erwies sich schon, als beide den Weg nach dem Schulhause einschlugen.

Der Ammann führte das Wort: „Wir sind für Trennung der Geschlechter und haben deswegen die alten Schulhäuser belassen, eines für die Knaben und eines für die Röde. Wir beschäftigen, wie Ihnen bekannt sein wird, vier Lehrkräfte. Der Lehrer und die Lehrerin der Unterschulen sind älteren Datums und aus den Narrenschulen heraus. Sie unterrichten nach der guten alten Methode, und wir fahren gut damit. Wozu sollen die Kinder mit allerlei neuem Gemüse verdorben werden. Im übrigen ist auch die junge Lehrerin an der Mädchengeschule nicht übel. Sie hält Ordnung in der Schule und bislang mit ihrem Herzen. Wir erwarten, daß der neue, junge Lehrer im Frieden und in Ehren mit ihr auskomme.“

Lothar errötete. Diese Amtsperson erlaubte sich eine Sprache wie ein Rößknecht.

„Herr Ammann“, sagte Lothar erregt, „Ihre Worte verlezen mich.“

Der Ammann verhielt einen Augenblick den Schritt: „Herr Lehrer“, sagte er gewichtig, „Sie werden einem erfahrenen Manne die gewohnte offene Rede nicht verbieten wollen. Sie sind übrigens noch sehr jung.“

„Reineswegs will ich dort verbieten, wo es mir nicht zukommt“, entgegnete Lothar, „hingegen darf ich von Amtes wegen Respekt erwarten.“

Der Ammann lachte: „Den Respekt werden wir Ihnen nicht vorenthalten, wenn Sie ihn verdienen.“

Lothar trat einen Schritt zurück und war auf dem Punkte, sich ohne Gruß zu entfernen.

„Verstehen Sie mich recht“, begann der Ammann um einen Ton gelinder. „Wir hatten mit Ihrem Vorgänger kein Glück. Er war ein Fant, Frauen im Kopfe und das Bagabundieren in den Beinen. Das verträgt auf die Dauer auch ein gesunder Mensch nicht. Dann geschah der direkte Angriff auf Fräulein Seiler, die Lehrerin. Es war vielleicht ehliche Absicht dabei. Aber der Saal in unserem Ochsen ist kein Kinotheater, wo sich jeder Mann an einer Umarmung ergötzen darf. Die Lehrerin hat die Zudringlichkeit mit einer Maulschelle quittiert. Es war eine prompte Abfertigung. Da hat er auch seine Stelle selber quittiert.“ Der Ammann räusperte sich: „Ich wünsche Ihnen im übrigen mehr Erfolg als Ihrem Vorgänger. Hier ist Ihr Wirkungsfeld. Das ist unser Kanabenschulhaus.“

Er wies auf einen zweistöckigen, verwitterten Bau in schlichter Würfelgliederung. Wenige und kleine Fenster prüften trüben Augen den neuen Lehrer. Munter schritt Lothar auf den kümmerlichen Schulpalast zu. Dem wollte er Leben einhauchen. Die Eingangspforte sah zuversichtlich aus; sie war neu, aus hellem Eichenholz. Ein Mittelgang schied zwei Schulräume. Zur Rechten, gegen Sonnenaufgang, befand sich des Oberlehrers Schulzimmer. Der Ammann sperrte die Türe auf und trat zuerst ein.

Muffige Luft schlug Lothar entgegen. Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen. Erbärmlich war die Nüchternheit der Ausstattung. Die gelblichen Ralkwände trugen keinen Bilderschmuck. In einer Ecke hingen schief zwei zerschlissene Landkarten, musterhafte Bexierbilder. Ein billiges Kruzifix über dem Lehrerpulte befundete allein Zivilisation und Christentum. Die Gipsdecke sah verschiefert aus, wie Sandstein, der Wind und Wetter ausgeleckt ist, und der Fußboden trug jenen faserigen, grauen Staubbeflag, wie ihn ausgewaschene und schlecht geleherte Tannenböden aufweisen, das herühmte und berüchtigte Dorado der Flöhe.

Würgend stieg es dem jungen Lehrer in die Kehle. Alle seine hohen Erwartungen, seit langem herrlich ausgemalt und lieblich erschaut als das Bild eines freundlichen, lichten Schulraumes, darinnen man die Kinder aus der Fin-



Rudolf Dürrwang: Winterfreuden.

sternis der Welt in den Himmel reinen Wissens führen konnte, wurden von dieser flohzüchtenden Verdammnis verschlungen.

Der Ammann aber klopfte mit mächtiger Faust auf eine Bank und sagte wuchtig: „Die sind nach neuesten hygienischen Forderungen. Ich habe sie beantragt, selber das Modell ausgewählt und es von unserem Schreiner vervielfachen lassen. Ich bin nämlich auch Schulpräsident.“

„Vervielfachen“, sagte der Herr Präsident. „Multiplizieren“, verbesserte Lothar leise, in einem Anflug von Galgenhumor.

Der Schulpräsident röhnte: „Die Bänke stehen nun schon über ein Halbdutzend Jahre und sind fast wie neu. Ihre Entstehung fällt noch in die Kriegszeit. Es war eine tüchtige Leistung von Seiten der Gemeinde, aber fortschrittlich muss man sein.“ Er sah großmächtig über seinen jungen Begleiter hinweg und fuhr dann fort: „Mit solchen Bänken hält es nicht schwer, siebzig Buben in Disziplin zu halten. Man sitzt ja darin bequemer als auf den Polsterstühlen im Stadttheater.“

„Siebzig, siebzig Buben“, wiederholte der Lehrer tonlos. Wie fügte sich diese Zahl zu den Erfordernissen der Pädagogik? In welches Fossilienzeitalter fand man sich in Römerswyl versetzt?



Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken und zählen nicht gern.

Auf einer ungewöhnlich breiten Holztreppe, die die hintere Hälfte des Schulhauses flankierte, stiegen sie zu den zwei Lehrerbehausungen empor. Die Wohnungen verteilten sich auf die Schulräume, so daß jeder Lehrer seinen untern und seinen obern Stock inne hatte, einen offiziellen und einen inoffiziellen. Im Schutze eines hölzernen Anbaues standen dicht beisammen die beiden Haustüren, ein bishchen schief gegeneinandergelehnt, wie Geschwister, die sich in ärmlicher Trauer helfend stützen wollen.

Jede Wohnung umfaßte zwei Zimmer, eine Küche und eine Mansardenkammer; dazu Anteil am Dachboden und Keller! „Genügend Raum für eine kindergesegnete Familie“, erläuterte der Präsident. Lothar überhörte verächtlich die Anspielung.

Die Besichtigung des künftigen Logis versöhnte Lothar um ein Merkliches mit der neuen Heimat. Die Räume schienen trotz der verblichenen Tapeten freundlich, weil die Sonne voll hereinflutete und sie heimelig verklärte. Ein mächtiger Sandsteinofen, der in zwei Stufen lang und breit in das Zimmer hineinragte, gefiel Lothar ganz besonders. Der ersetzte ihm ein Kanapee.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Könige aus Mohrenland.

Von Martin Schmid.

Drei Könige aus Mohrenland
Sie reiten durch die Nacht,
Woher, wohin, von wem gesandt?
Sie reiten, reiten unverwandt
Durch kalte Winternacht.

Kein Hufschlag geht
Kein Tritt erschallt,
Doch sieh, dort wo die Pappel steht,
Wie geisterleis der Schnee verweht!
Und sternenklar der Wald!

Wie wird das Fenster zauberhell!
Kommt schon der Mond hervor?
Tritt leise leis nun auf die Schwelle,
In Purpur, Sammt und Bardellfell
Sie reiten durch das Tor.

O wundersame Königsfahrt:
Das Reittier goldgestreift,
Die Könige mit Schnee im Bart,
Im Sattel stolz nach Königsart,
Mit Wimpern tiefbereift.

Kamele dann mit reicher Last
In sieben Zweierreihn,
Voll Körbe, zart aus hellem Bast,
Getürmt, gefüllt zum Bersten fast,
Mit Gold und Elfenbein.

Vorbei, wie ging der Troß so sacht!
Kein Laut im weiten Tal,
Kein Nachbar gar ist aufgewacht,
Kein Hund soll durch die weiße Nacht.
Vorbei sind Glanz und Strahl.

So reiten sie wie Geisterwehn
Wohl auf und niederwärts,
Und wer begnadet sie zu sehn,
Dem wird das Jahr in Saaten stehn
In Treue fromm das Herz.

Das ehemalige Saxergut im Altenberg.

Die Erwerbung des letzten Restes dieses alten Landgutes durch das Diaconissenhaus mag Veranlassung zu einigen geschichtlichen Angaben sein. Der Name röhrt her vom 85jährigen Besitz durch die Familie Saxon.

Im Februar 1832 erwarb der aus Aarau gebürtige, als Negotiant und Kaufmann in Bern angesehene Friedrich Emanuel Saxon von der Erbschaft des Mezgermeisters Joh. Friedr. Blau dessen hinterlassenes Landgut im Altenberg. Es bestand damals aus dem in einem Umfang zwischen Aare und Altenbergstraße gelegenen, sehr abträglichen Erdreich von ungefähr 5 Jucharten Halt, das mit vielen Fruchtbäumen vorzüglicher Qualität bestanden war, dem in der Mitte stehenden wohlgebauten Herrenstock mit schönem Garten, Cabinet, Hof, laufendem Brunnen, Waschhaus und Holzschoß, sowie einer Scheune mit zwei Wohnungen an der westlichen Grenze und zwei weiteren Scheunen mit laufendem Brunnen im östlichen Teile des Gutes. Die Liegenschaft diente also vorab landwirtschaftlichen Zwecken.

Das blieb auch fernerhin so. Doch nahm Saxon an den Scheuergebäuden bedeutende bauliche Veränderungen und Erweiterungen vor, und dann erbaute er unten an der Aare